

Uta Jaschke

Toscana, amore mio ...

Leseprobe

© Uta Jaschke

...

Den Rücken gebeugt, mit hängenden Armen stand Rosina am Fenster. Draußen brütete die Crete unter einem metallischen Himmel. Erbarmungslos griff die Sonne nach der schutzlosen Erde, verbrannte die ockergelben Krümen, schlug neue Wunden in die schon tiefen Erosionsgrate. Eine öde Hügellandschaft, von der man sagte, dass im Sommer der Teufel seinen heißen Atem über sie blies.

Jäh zuckte Rosina unter dem heftigen Schläge ihrer Haustür zusammen. Sie richtete sich auf und drehte sich um. Erregt, das Gesicht gerötet, betrat der Sohn die Küche.

»Was ist geschehen, Licio?«

»Eine neue Nachricht der Alliierten. Sie haben im Rundfunk durchgegeben, sie müssen das Böse mit dem Bösen bekämpfen. Es geht los!«

»Das Böse mit dem Bösen! Wer sagt denn so etwas?«

»Churchill hat endgültig die Schnauze voll von uns Italienern und den Faschisten. Wenn wir uns nicht von den Deutschen trennen, werden die Alliierten uns mit Bomben von ihnen befreien. Das wird uns allerdings einiges kosten.«

»Und das nennen die ›befreien?‹ Alles Blut wich aus ihrem Gesicht. »Darf der das überhaupt, dieser Churchill?«

Licio nickte ernst. »Es hilft nichts. Die Alliierten müssen durchgreifen. Wir benötigen dringend ihre Hilfe.«

»Seit wann sind Bomben eine Hilfe?« Rosina fühlte, wie Wut und Angst sich in ihr immer mehr zusammenschnürten.

»Davon verstehst du nichts!«

Rosina erschrak über die Strenge in Licios jungem Gesicht und begriff: Ihr Sohn war auf Churchills Seite.

»Das Böse mit dem Bösen«, wiederholte sie in einem Tonfall, als nähme sie es nicht ernst, um ihre Verstörung zu verbergen. Gebot sich dann die Tugend des Schweigens. Schon einmal hatte sie gegen Wände geredet.

Ihre Blicke trafen sich. Offensichtlich suchte er nach Worten der Überzeugung. Suchte sie, indem er sich mit einer Hand durch das Haar fuhr, weit aufgerissen die Augen, als sähe er schon die Befreiung. Rosina wandte sich von ihm ab, trat wieder ans Fenster. Ließ ihn mit

seinem Churchill einfach stehen.

Starrte regungslos hinaus. In violetten Schwingungen floss das Licht über die Landschaft, bis es sich in der fernen Silhouette der Berge verlor und sich alle Details unter dem dunstigen blauen Tuch der Einsamkeit auflösten.

Abends, wenn sich Licio mit seiner Freundin Elisabetta traf, schob Rosina ihren Schemel vor die Tür, von wo sie das letzte Stück der Straße und die Bar im Blickfeld hatte. Und schräg gegenüber den Palazzo. Heruntergekommen und mit gekränkter Würde hob er sich vor dem Abendhimmel ab, die Fenster waren in der Dämmerung kaum noch wahrnehmbar. Bis auf eines, das, meistens leicht geöffnet, einen Lichtschein auf das Rosengitter warf, das es in ganzer Höhe schützte wie ein Tor. Rosina konnte die Gardine dahinter sehen, wenn der Wind mit ihr spielte, manchmal die Silhouette einer schlanken Karaffe oder einer Vase mit Rosen, die auf dem Fenstersims stand.

Was die Bar betraf, waren tief greifende Veränderungen vor sich gegangen. Seitdem viele Männer in den Krieg mussten, war es dort wesentlich ruhiger geworden, auch wenn von Zeit zu Zeit noch einige der gewohnten Alltagsgeräusche zu ihr herüberhallten - das Rascheln von Schritten auf dem Kiesweg, Lachen und Diskutieren auf der kleinen Piazza, Geschrei beim Kartenspielen.

Manchmal hörte Rosina gar nichts.

Doch es war eine trügerische Stille, faulig und unheilvoll. Lautlos wuchsen und wucherten in ihr Gerüchte. Kaum wahrnehmbar wurde geredet und getuschelt, über die Geschehnisse im Lande und außerhalb der Grenzen wurden immer neue Nachrichten verbreitet, die wenig glaubhaft schienen. Doch alle lauschten gierig auf sie, das Entsetzen ins Gesicht geschrieben – was, wenn etwas daran ist?

Hin und wieder überfiel den Ort eine Todesnachricht, gemeinsam knieten dann die Frauen auf den Kirchenbänken, über Rosenkränze gebeugt. Eng aneinandergedrängt wie Tiere einer Herde, die sich gegenseitig vor der Sonnenhitze schützen, beschirmten sie mit ihren Körpern die eine, die es diesmal getroffen hatte, den bangen Gedanken hinter der Stirn: Und wenn es mich als Nächste träfe?

Manche schimpften wie Licio, Churchill müsse eingreifen. Es müsse endlich Schluss sein. Sie sagten es hinter vorgehaltener Hand, verängstigt, eingeschüchtert von den Faschisten, die in jedem Winkel lauerten und so etwas nicht gern hörten.

Bea schien von allem unberührt. Gleichgültig und leidenschaftslos gegenüber den Ängsten ihrer Nachbarn, lebte sie seit einigen Jahren mit ihrem Mann Corrado Tullio in dem Palazzo, einem Gebäude, über das sich alle lustig machten. Mitgenommen von der Zeit klebte es mit schiefen Mauern am Hügelrand.

Niemand wusste, wer so töricht gewesen war und sich in dieser öden Gegend etwas derart Aufwändiges hatte errichten lassen. Man erzählte sich, eine Principessa, die nicht im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte war, wäre einst dort von der Familie versteckt worden, vor mehr als zwei Jahrhunderten. Danach hatte der Palazzo leer gestanden, bis Corrado ihn kaufte. Corrado, dem der Ruf eines undurchsichtigen Geschäftemachers vorauselte. Er brachte seine Frau Bea mit, eine gut gewachsene Enddreißigerin. Unter den aufmerksamen Augen der Einheimischen ließ er alles herrichten, stellte ein paar Hausangestellte ein – und verschwand regelmäßig für Monate. Auch Bea wurde nie im Ort gesehen, sie hielt sich im Hause auf oder, wenn es das Wetter zuließ, im Garten. Ob sie es auf Anordnung ihres Mannes tat oder ob es ihre eigene Entscheidung war, wussten die Einwohner des Ortes nicht. Deshalb stillten sie ihre Neugier über die neue Nachbarin, indem sie eine Erklärung erfanden: Die Principessa sei zurück, sagten sie und rissen Witze über Bea.

Rosina hörte häufig Beas durchdringende Stimme, die eine umfangreiche Palette von Flüchen und Beschimpfungen über ihre Angestellten ausschüttete.

Mit Rosina Simonetti schimpfte Bea nicht.

Rosina lernte Bea und das Innere des Palazzos kennen, als Bea die Mäuse hatte. Mäuse, die an ihren kostbaren, bodenlangen Gardinen genagt hatten, um sich Nester damit einzurichten. Bea ließ herumfragen, ob sich jemand in der Umgebung mit Stickerei auskannte.

Eine willkommene Arbeit für Rosina.

»Flicke sie mir, so gut es geht!«, ordnete Bea an.

»Flicken?«

»Was denn sonst? Die Mäuse haben Löcher hineingefressen.«

»Va bene.« Rosina nickte fügsam. Sie untersuchte sorgfältig Garn und Muster, bevor sie sich anschickte, mit millimeterfeinen, gekonnten Stichen den Mäusefraß an Beas Gardinen zu ergänzen. Am Ende sahen sie aus, als wäre nie etwas mit ihnen geschehen.

»Brava! Wie hast du das hinbekommen, Rosina?«

»Mit Geduld – und Liebe.«

Bea starrte Rosina an, als hätte diese einen guten Witz gemacht.

Rosina blieb ernst. »Du musst deine Arbeit richtig machen – geduldig und mit Liebe. Dann wird sie zu einem Lied, zu einem Gebet.«

»Zu einem Gebet!« Bea lachte schrill. »Sag mal, was bist du denn für eine?«

Rosina ging nicht darauf ein, forderte von der immer noch verblüfften Bea den ausgemachten Preis und verließ den Palazzo.

Kurz danach ließ Bea sie wieder rufen. Der Kristalllüster, der über ihrem mächtigen Esstisch hing, sollte geputzt werden. Gerade war einer der Angestellten damit beschäftigt, die Mechanik, mit der er heruntergelassen werden konnte, zu ölen.

»Das wäre doch etwas für dich, Rosina!«

Rosina zog die Stirn in Falten und blickte konzentriert zur Decke, während sie mit den Fingern zählte. »Warte noch! Noch etwa vier bis fünf Wochen. Dann geht es.«

»So lange? Was soll das?«

»Vetrilla. Ich brauche zum Putzen das Gras Vetrilla. Es dauert noch eine Weile, bis es reif ist.«

»Gras? Na hör mal! Gras – für meinen Kristalleuchter?«

»Wenn ich es dir doch sage!« Rosina nickte selbstbewusst.

Bea verstand. »Klar. Ist ja ganz klar. Vetrilla. Und ein Lied. Und ein Gebet.« Wie eine Komplizin zwinkerte sie Rosina zu. »Was sagtest du, vier Wochen? Also gut!«

Es wurde eine Arbeit mit überwältigendem Ergebnis. Nacheinander erstrahlten die gläsernen Behänge in nie gekanntem Glanz. Als der Leuchter wieder in die Höhe gezogen worden war, blitzte er tausendfach auf, wenn man den Strom einschaltete.

Seitdem ging Rosina von Zeit zu Zeit hinüber zum Palazzo. Wenn Bea gute Dinge war, tranken sie Vin Santo zusammen, in den sie Mandelkekse aus Sienna tunkten, eine ungewohnte Köstlichkeit für Rosina. Sie nahm dafür Tücher und Spitze zum Reparieren mit, was Bea mit Naturalien aus ihrem gut gefüllten Keller entlohnte.

An manchen Abenden drangen aus dem Palazzo laute Grammophonklänge. Rosina konnte wirbelnde Schatten hinter der Gardine wahrnehmen. Bea tanzte. Allein. Womöglich hatte sie eine ihrer kostbaren Flaschen geöffnet, eines der schweren, veilchenfarbenen Gläser aus der Vitrine genommen und mit schimmerndem Wein gefüllt.

Corrado fehlte ihr nicht, im Gegenteil. Das hatte Bea Rosina eines Tages anvertraut - was Rosina einen Stich versetzte. Ihr fehlte Silvio jeden Tag. Manchmal jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde. Wenn Licio nicht gewesen wäre, hätte sie nicht gewusst, was sie noch auf dieser Welt verloren hatte.

In eine Decke gewickelt saß Rosina vor dem Hause auf ihrem Schemel und dachte nach. Darüber, dass die politische Situation recht verwickelt war und niemand Bescheid wusste, was sich im Augenblick in Italien, in Europa und in Afrika tatsächlich abspielte. Nur, dass es sich um einen gottverdammten Riesensalat handelte, aus dem man sich besser heraushielt.

Licio war anderer Meinung.

Einmal hatte sie beim Putzen bedruckte Blätter unter der Truhe gefunden. »Was ist das«, hatte sie ihn gefragt, weil sie des Lesens nicht mächtig war. Licio fuhr kaum merklich zusammen, auch eine leichte Röte überzog sein Gesicht. Hastig nahm er das Papier an sich und verließ den Raum. Seltsam war es ihr vorgekommen, aber sie ließ die Sache auf sich beruhen. Es gab schließlich Wichtigeres.

Fröstelnd zog Rosina nun die Decke enger um sich und ließ den Blick in die Umgebung schweifen. Drüben vor Simone Belucchis Haus belagerte immer noch eine Betonmischmaschine den Vorplatz. Simone hatte sie hinschaffen lassen, kurz bevor er in den Krieg musste. Wie ein gelangweiltes Monstrum stand sie dort herum, vergessen und verloren, fand Rosina, hässlich, verstaubt und völlig eingekackt von den Hühnern, die sie ungestört besetzten. Licio hatte sie vor kurzem gemalt. Mitsamt den Hühnern. Noch arbeitete er als Tischler, später aber wollte er ein berühmter Maler werden. Rosina war stolz auf ihn. Bloß: Eine Betonmischmaschine!

»Die Schattenwürfe sind interessant, Mama! Und überhaupt, das ganze Motiv!«

»Blumen wären netter.«

»Sind längst alle gemalt. Alle Blumen dieser Welt findest du schon auf Bildern.«

Rosina verstand nichts davon. Aber es war ihr immer noch lieber, wenn Licio Betonmischmaschinen malte, als dass er sich den Kopf mit gefährlichen Gedanken füllte.

Wo Simone sich wohl gerade aufhielt? Wie es wohl dort aussah, wo er seinen Soldatentornister mit sich herumschleppte? Irgendwo in Afrika, hatte seine Frau erzählt. Vielleicht in der Wüste, dann hätte Simone es wenigstens schön warm und müsste sich nicht vor dem Winter in der Crete grausen, dem Winter mit seiner erbarmungslosen *tramontana*, dem Nordwind, der Menschen und Vieh unerbittlich beutelte und sie in die Häuser und Ställe trieb.

Aber etwas war diesmal anders. Rosina las es in den Lichtern, welche am Abend, eines nach dem anderen, die Fenster der Häuser erhellten. Jedes Licht erschien ihr wie eine bange Frage: Wie wird es weitergehen?

Dann griffen die Alliierten durch, sie zerbombten Genua und Turin. Die Flüchtlingskinder wurden über das Land verteilt, sie weinten und riefen nach ihren Müttern. Und Licio behauptete immer noch, es müsse sein.

»Bring doch deinen Churchill her, damit er sich hier umsieht!«, sagte Rosina. »Dieses verdammte Elend! Er soll sich bloß mal die unschuldigen Dinger angucken mit ihren käsigen Gesichtern und den grindigen Köpfen und kein Zuhause mehr!«

»Der Krieg muss beendet werden!«

»Und deshalb machen diese Alliierten bei uns alles kaputt?«

»Nur da, wo die Deutschen sind, Mama!«

»Werden sie auch zu uns kommen?«

»Hier ist ja nichts Wichtiges.«

Aber wer konnte das schon glauben! Immer öfter beobachtete Rosina, wie heimlich in der Nacht gearbeitet wurde. Sie hörte vorsichtiges Klopfen, wusste, sie schlugen Wände auf, hinter denen sie Schinken, Käse und Wertsachen versteckten, vergruben Kisten, schleppten Weizensäcke in verborgene Winkel.

Manchmal lösten sich Gestalten aus dem Dunkel des nahe gelegenen Wäldchens. Entlaufene Kriegsgefangene seien es, Briten, hatte Licio ihr erklärt. Sie müssten sich verstecken. Einmal nachts, als Rosina wieder nicht schlafen konnte und am Fenster saß, sah sie einen Mann in ihrem Vorgarten. Er schlich sich heran und beugte sich über einen Tonkrug, den sie mithilfe eines Rohres an die Regenrinne angeschlossen hatte, um darin das kostbare Wasser aufzufangen. Sie war nahe daran, ihn ins Haus zu holen, um ihm Nahrung und Wasser zu geben. Aber Licio war nicht da und die Angst vor den Faschisten zu groß und der Mann schon fort, bevor sie ihre Überlegungen zu Ende gebracht hatte.

»Guckt mal da oben!« Aufgeregt zeigte Carlotta zum Himmel. Die Frauen waren am Brunnen versammelt. Legten die Köpfe in den Nacken, schützten die Augen vor dem grellen Sonnenlicht.

Der erste Liberator durchschnitt den toskanischen Himmel. Wie ein silbernes Schwert mutete er Rosina an.

»Ein Liberator ist es, ein Befreier.« Die Frauen winkten in die Höhe. Winkten ihm hinterher, schauten ihm nach, bis er im Himmelsblau verschwand und sein durchdringendes Dröhnen verstummte.

Carlotta winkte nicht.

»Befreier«, sagte sie und schaute Rosina wütend an. »Von wegen! Niemanden befreien sie. Sie töten und zerstören. Schweine sind das! Verdammte Schweine!«

Rosina schwieg betroffen. Licio hatte es ihr anders dargestellt.

Ganz anders.

Im oberen Geschoss von Beas Palazzo befand sich im Treppenhaus ein ovales Fenster, das den Blick über das ganze Tal freigab. Dorthin wurde Rosina eines Tages von Bea geführt. Auf Zehenspitzen standen die beiden Frauen, das Kinn auf der Fensterbank gelegt, standen sie nebeneinander und blickten hinaus.

»Neulich haben sie an der Küste gebombt. Ich habe die Detonationen gehört und den Feuerschein gesehen. Vielleicht in Grosseto.« Das Wort *Detonationen* betonte Bea, als handelte es sich um ein aufregendes Abenteuer.

»Ach Herr Jesus«, sagte Rosina, ließ sich auf eine Stufe der weit geschwungenen Wendeltreppe sinken und starrte geradeaus an die Wand, wo eine verblasste Malerei sie ablenkte. »Schön«, sagte sie, weil sie nichts von Beas Detonationen hören wollte, und versenkte sich in die Farben. Der Heilige Michael musste es sein, an seiner Seite die unscheinbare Silhouette des Drachen. »Schön«, sagte sie noch einmal, um auch Beas Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. »Nur schade, dass er nicht vollständig ist.«

»Was?«, murmelte Bea, immer noch das Kinn auf der Fensterbank.

»Dein Michael. Man sollte ihn ein bisschen auffrischen, dann könnte er sich hier nützlich machen. Wer weiß, vielleicht bringt es ja was.«

»Was meinst du?« Bea drehte den Kopf.

»Na, deinen Michael an der Wand. Ist schließlich ein Erzengel. Ich würde ihn herrichten lassen, wenn er schon mal da ist.«

»Wovon redest du?« Bea setzte sich neben Rosina. Hörte zu, wie diese ihr von Michael, dem himmlischen Heros erzählte, von Raphael, dem Heiler, von Gabriel, dem Paradiesverwalter und Herrscher der Cherubim.

»Du kennst dich aber aus! Woher weißt du das alles?«

Rosina zuckte mit den Schultern. »Vielleicht könnte Licio deinen Michael mit neuen Farben versehen.« Damit könnte er ein bisschen dazuverdienen.

Bea gefiel der Vorschlag. Doch dann schaute sie Rosina plötzlich mit schief gelegtem Kopf und schmalen Augen an. »Woher habt ihr das? Dein Sohn kann Engel reparieren. Du

stickst wie eine Künstlerin und weißt so viel über den Himmel.«

»Weiß nicht«, Rosina stand auf und stellte sich wieder vor das Fenster. Es gab so vieles in ihren Gedanken, wovon Bea nichts wusste. Sollte sie ihr etwa von Assunta erzählen? Genau genommen ging es Bea nichts an. Schließlich gab sie auch von sich nichts preis.

Gar nichts.

»Du passt eigentlich nicht in dieses Kaff.«

Bea wartete offensichtlich auf eine Erklärung. Aber Rosina tat so, als verstünde sie nicht, wendete sich wieder der Malerei zu, betrachtete wie prüfend Michaels Drachen. »Ich frag mal Licio, was da zu machen ist.«

Es war nichts zu machen, Licio hatte andere Ideen. Er war wie besessen von dem, was im Lande geschah. Äußerte sich zornig über die Faschisten, nannte sie schamlose Dummköpfe.

»Und deine Alliierten? Was machen die? Schmeißen ihre Bomben und verschwinden am Horizont, als ob nichts wäre!«, rief Rosina mit geballten Fäusten. Als Licio wieder ansetzte, seinen Churchill in Schutz zu nehmen, hielt sie sich die Ohren zu. Und sie schrie wütend auf, als sie erfuhr, Licio suche Kontakt zu Partisanen.

Ausgerechnet Ostiglio Ronzi, Hauptmann des Ortes und ein fanatischer Faschist, bekam davon Wind. Eines Tages stellte er sich Rosina in den Weg. »Rosina Simonetti! Nehmt euch in Acht! Du und dein sauberer Sohn!« Mit unübersehbarer Drohgebärde versicherte er ihr, dass sie mit Folgen zu rechnen hätte.

Rosina sah das gefährliche Blitzen in Ostiglios Augen, hörte den schneidenden Ton seiner Stimme. Eine Ahnung schlich sich in ihr Herz.

Die Frauen mieden sie von nun an, zumindest in der Öffentlichkeit. Aber das reichte aus, ein italienischer Ort dieser Größe bestand fast ausschließlich aus Öffentlichkeit. Genau genommen gehörte Rosina gar nicht zu ihnen. War nur geduldet. Sie war damals mit Silvio zugezogen. Silvio, dem Sozialisten, der hier am Ende der Welt untertauchen wollte, um seine Ziele besser verfolgen zu können. Was vielen überhaupt nicht gefallen hatte.

Bea hatte offensichtlich von allem nichts mitbekommen, ihr war egal, was sich außerhalb der schiefen Mauern ihres Palazzos abspielte.

»Du musst mal vor die Tür, Bea! Schau sie dir bloß an, diese Schwarzhemden da draußen«, drängte sie Rosina.

»Zum Lachen«, sagte Bea. »Männer sind schon komisch.«

Rosina konnte nicht lachen. Wenn sie nur an Simone dachte. Simone, der sich vielleicht im Augenblick in der Wüste aufhielt. Der so gern in der freien Zeit an seinem Haus herumgebaut hatte. Der manchmal mit Licio in ihrer Küche gegessen hatte, wo die beiden über Tischlerei redeten. Wo sie gestikulierten und diskutierten wie Vater und Sohn. Und dann schlurfte Simone eines Tages mit seinem Tornister an ihr vorbei. Mit einem Gang, der nichts Militärisches an sich hatte. Er sah sich noch einmal nach der Betonmischmaschine um. Winkte Rosina, die im Vorgarten stand, zu. Zum Gruß hob auch sie die Hand. Mit feuchten Augen sah sie ihm dann nach.

»In Afrika ist bald Schluss«, hatte Licio vor kurzem erklärt. »Die Lage wird immer schwieriger.«

»Wissen die das auch?« Rosina meinte die Schwarzhemden, die immer noch von Sieg brüllten. Irgendetwas stimmte da nicht. Rosina beschlich Angst, wenn sie die Gesichter dieser Männer betrachtete.

»Guck sie dir doch bloß mal an, Bea!«

»Stronz! Ich lasse die hier nicht rein.« Bea witterte und schnupperte. Über ihren Lippen bildeten sich senkrechte Fältchen, und ihre Augen rollten auf übertriebene Weise, als sei sie

auf der Suche nach einem Feind.

»Da kommt sowieso keiner«, sagte Rosina, »wer sollte sich hier schon hereintrauen? Die haben viel zu viel Respekt vor deinem hochherrschaftlichen Tor.«

»Und dem hochherrschaftlichen Besitzer«, fügte Bea hinzu. Ein Anflug von Belustigung lag auf ihrem Gesicht. »Ich lass uns mal Limonade bringen.«

Schwarzhemden! Licios Gesicht lief rot an, seine Halsadern schwellen und er begann schwer zu atmen, wenn er sich in das Thema hineinfräß.

»Halt du dich da raus, Licio!«, warnte ihn Rosina. »Denk daran, was sie deinem Vater angetan haben!«

»Und genau deswegen werde ich gegen sie kämpfen.«

Als die Faschisten Licio zu den Waffen riefen, zog er es vor, zu den Partisanen in die Berge zu gehen.

»Schäm dich, Licio! Auch das noch, Italiener gegen Italiener! Bleib bei mir und bei Elisabetta!«

»Ist es euch etwa lieber, wenn ich Soldat werde?«

Es half Rosina nichts, Licio band sich das rote Tuch Garibaldis um und schlich sich eines Nachts davon. Danach ließ er nur selten von sich hören. Sie müssten sich erst einmal formieren, berichtete Antonio, einer seiner Freunde, der im Nachbarort lebte, als Kurier fungierte und hin und wieder am späten Abend zu ihr hereinschlüpfte.

»Er soll vorsichtig sein!«

»Er ist ja nicht blöd. Wir brauchen Männer wie ihn.«

Wenn sich Antonio dann im Dunkeln davonmachte wie ein Dieb, schnürte es Rosina das Herz ein. Ein spürbarer Schmerz bemächtigte sich ihres Körpers, in dem mit der Zeit die Empfänglichkeit für äußere Sinneseindrücke abnahm. In dem es nur noch für Licio Raum gab.

Kurz vor Ostern erschien Padre Pietro mit Elisabetta an der Seite bei Rosina. Er war auf seinem alljährlichen Rundgang durch die Häuser, um sie und ihre Bewohner zu segnen. Großzügig, aber etwas zerstreut besprengte er Wände und Zimmer mit Weihwasser, während er offensichtlich etwas auf dem Herzen hatte. Schließlich setzte er sich und zog Elisabetta zu sich heran. Räusperte sich umständlich. »Das Mädchen ist schwanger.«

Eine Katastrophe für Elisabettas Vater, Faschist und Choleriker, als er es erfuhr.

»Schwanger! Und dann noch von diesem Partisanenschwein!« Er verprügelte Elisabetta und warf sie hinaus.

»Du musst sie aufnehmen!« Padre Pietro legte beschwörend die Hand auf Rosinas Arm. »Ich weiß im Augenblick niemanden, bei dem ich sie unterbringen könnte. Was Licio betrifft« – er senkte die Stimme – »lass ihm mitteilen, er solle um Himmels willen nicht kommen, hörst du?«

Die Art, wie er es sagte, wühlte Rosina auf. Mit beklommenem Herzen wartete sie auf Antonio, um die Warnung an ihn weiterzugeben.

Antonio kam nicht, aber eines Nachts stand Licio vor ihnen.

Kaum war er im Hause, wurden unversehens Lamellen aus dem Fensterladen herausgeschlagen, Scheiben klirrten, ein Gewehr drängte sich durch die Lücke. Der Schuss traf Licio an der Schulter. Schwarzhemden stürmten herein, packten ihn und schleiften ihn hinaus. Verzweifelt versuchte Elisabetta, sie aufzuhalten, bis der heftige Schlag eines Gewehrkolbens sie traf.

Sie zertrümmerten Möbel, schlugen Licios Bilder von den Wänden. Erschossen, als sei

es ein heiteres Spiel, Rosinas Hühner eins nach dem anderen. Schleppten Licio davon. Um Aussagen zu erzwingen, folterten sie ihn. Ohne Erfolg. Dann verurteilten sie ihn wegen Hochverrats zum Tode und schon am nächsten Tag erschossen sie ihn.

Für Rosina wollten die Tage nicht mehr vergehen, hockten schwer wie Blei in den Räumen. Nachts sank sie erschöpft in einen unruhigen Schlaf. Wenn sie daraus erwachte, brauchte sie lange, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass es kein Alptraum war, der ihr Herzklopfen bereitete. Schwer wie Mühlsteine breitete sich der Morgen vor ihr aus, unüberwindlich und beängstigend wie ein böser Feind erschienen ihr die Aufgaben des Alltages, in die sie sich nicht mehr mit Liebe versenken konnte. Nie mehr wurde Arbeit für Rosina zu einem Lied. Schon gar nicht zu einem Gebet.

Niemals.

Dann war auch noch Bea fort. Ein Liberator war über den Ort geflogen, mit dem Dröhnen, das sie inzwischen kannte, hatte wie beiläufig einen Schlenker gemacht und ausgerechnet über dem Palazzo seine Luken geöffnet. Beas Dach sprang auseinander wie eine Nusschale, Steinbrocken und Ziegel spritzten durch die Luft. Kurz darauf stürzte Bea laut kreischend in den Garten. Rosina wollte hinüber, um zu helfen, aber das Tor blieb verschlossen. Mit klopfendem Herzen hörte sie die aufgeregten Stimmen der Menschen, die sich um das Gebäude versammelten. Ein Angriff auf ihren Ort, obwohl es hier weit und breit keine Deutschen gab! Es musste eine Verwechslung sein.

»Du und dein Churchill!«, schimpfte Rosina mit Licio. Aber Licio konnte sich ja nicht mehr rechtfertigen.

Wie von einem riesigen Ungeheuer angefressen starrte der Palazzo am nächsten Morgen zu Rosina herüber. Rauchschwaden zogen wie leichte Schleier aus seinem Inneren empor, verteilten sich in der Sommerluft. Die Grundmauern waren nicht zusammengebrochen, das Gebäude hatte dem Angriff standgehalten, doch hinter den Mauern herrschte hektische Unruhe. Es war nicht zu übersehen: Bea zog aus.

Sie ließ noch einige Naturalien vor Rosinas Tür absetzen, aber selbst schaute sie nicht mehr herein. In einem hohen, schwarzen Wagen fuhr sie davon, der schmutzige Auspuffgase hinter sich herzog, die sich mit dem aufwirbelnden Straßenstaub vermischt. Bea verließ den Ort, den sie nie richtig betreten hatte. Nahm nicht mehr wahr, wie ein heftiges Klirren und Klingeln aus dem Palazzo drang. Ihr Kristalllüster war in die Tiefe gestürzt.

Rosina starrte in die Ferne. Eine fahlgelbe Luft, ein schlierenbedeckter Himmel, als wollte die Natur ihrer Seelenregung neue Nahrung geben. Sie wendete den Blick zu ihrem Gartenzaun, dessen beschädigte Latten ungeordnet in die Höhe stachen wie die Beine eines auf dem Rücken hingestreckten Käfers. Das Knarren der Zikaden erhob sich zu einem grellen Geschrei, drang bis in das staubgraue Haus.

Ein Haus wie ein Käfig. Sie verließ ihn nur noch, wenn es unbedingt sein musste, und wenn sie zum Wasser holen hinausging, beachtete sie niemand. Wie ein unsichtbarer Geist wirkte sie zwischen den Frauen.

Elisabetta zeigte keinen Willen, irgendetwas zu unternehmen. Sie vermochte es nicht, über ihren davonstäubenden Verstand Herr zu werden. Stierte von Zeit zu Zeit auf die Verwüstung in der Kammer, als suchte sie nach einer Erklärung für den zerschlagenen Tisch, die behelfsmäßig geflickten Stühle und die an der Feuerstelle gestapelten Möbelreste. Die Erinnerung hatte sich in den dunklen Gängen ihres Geistes verkrochen. Schlaff umrahmte das Haar ihr abgemagertes Gesicht, die Augen darin wurden immer größer, aber es fehlte

ihnen das Leuchten, das den Blick einer werdenden Mutter oft kennzeichnet.

Für Rosina wurde es zunehmend schwierig, die Verrichtungen des Alltages zu bewältigen. Noch vor dem Morgengrauen schlüpfte sie täglich hinaus, pflückte das nachtfrische Kraut der Madonna, legte dessen Blätter behutsam auf Elisabettas Wunden. Verweilte stumm an ihrem Bett.

Sie werden es nicht schaffen, fürchtete sie.

Doch das Kind in Elisabettas Leib wuchs, als wirkte im Körper der jungen Frau eine geheimnisvolle Macht, die zufrieden in sich ruhte, unzugänglich für alle Not.

Von Zeit zu Zeit lag ein Bündel versteckt hinter dem Rosmarinbusch. Mit Eiern, Öl, manchmal mit Speiseresten, einmal sogar mit einem ganzen Huhn. Gaben von Giovanna Besini, der Nichte von Padre Pietro.

Manchmal, wenn der Zufall es wollte, trafen sie und Rosina einander allein am Brunnen. Wechselten ein paar Worte.

Manchmal.

Mit müden Schritten bewegte Rosina sich im Gemüsegarten, wässerte die wenigen Pflanzen, die nicht abgebrochen oder zertrampelt waren, während sie ihrem Geist eine übermäßige Strenge auferlegte, um in sich die Stimme ihrer hilflosen Wut zu ersticken. Doch unversehens war sie am Ende mit ihrer Beherrschung und beugte sich weinend über das Basilikum, aus dessen verwüsteter Pracht sich ihr ein paar neue Blättchen entgegenreckten. Behutsam nahm sie eines zwischen Daumen und Zeigefinger, streichelte seine weiche Oberfläche, um seinen Duft mit der Haut aufzunehmen, führte die Fingerkuppen zur Nase und sog tief das Aroma des Krautes ein, das Erinnerungen an eine unbeschwerte Zeit in ihr weckte. Langsam beruhigte sie sich, während die Gestalt von Suor Assunta vor ihrem inneren Auge erschien.

»Das Wort *Basilikum* kommt aus dem Griechischen und bedeutet *königlich*. Bei den Indern gilt die Pflanze gar als heilig.«

Das hatte ihr Suor Assunta beigebracht. Damals. Dabei hatte sie die Stimme erhoben, wie sie es immer machte, wenn sie Rosina *unterrichtete*, wie sie es nannte, wenn sie ihr von den Kenntnissen abgab, die Suor Assunta zu sammeln schien wie andere Menschen seltene Kostbarkeiten. Rosina barg sie wie Schätze in ihrem Gedächtnis. Basilikum, das königliche, heilige Kraut. Sein unverwechselbarer Duft. Die Schönheit seiner Blätter. Mit Disziplin und großer Sorgfalt musste die toskanische Erde regelmäßig gelockert und mit Wasser versorgt werden, um ihm das Wachstum zu erleichtern. Die schwere toskanische Lehmerde. Eine Mühe, die sich lohnte. Eine liebevolle Zuwendung, die dem ganzen Gemüsegarten zu Harmonie und Heiterkeit verhalf. »Hörst du, wie sie singen, unsere Bohnen?«, sagte Suor Assunta. Oder: »Schau mal, unsere Tomaten! Dick und rund wie die im Süden. Platzen fast vor Wohlbefinden.« Mit kleinen Schritten bewegte sie sich um die Pflanzen herum. »Mach mit, Rosina, sie lieben es!«

Rosina hörte den Gesang im Gemüsegarten beim besten Willen nicht, deshalb konnte sie die Begeisterung der Freundin nicht teilen. Genau genommen war es ihr peinlich, wenn Assunta mit geschürztem Skapulier zwischen den Beeten herumtanzte. Aber ihr Erfolg gab Rosina zu denken. Assuntas Pflanzen waren von besonderer Gesundheit und Qualität, nie hatte Rosina später Ähnliches in anderen Gärten wachsen sehen.

Außer in ihrem eigenen.

Ihre Nachbarinnen verfolgten dies stets mit hohem Interesse. Doch obwohl Rosina von ihren Fähigkeiten abgab – den Gesang der Früchte erwähnte sie allerdings nicht –, waren die Ergebnisse bei den anderen nie mit ihren zu vergleichen.

Auch ihr Geschick im Zubereiten von Auberginen, Tomaten, Zucchini und den Umgang mit Kräutern wussten alle zu schätzen. Wenn nach Mariä Himmelfahrt die Zeit der Ernte, der Zubereitung der Früchte, des Einkochens für den Winter begann, war sie als Helferin

sehr begehrt.

Das war nun vorbei, die Frauen wollten sie nicht mehr. Lehnten Rosinas Hilfe ab, um keinen Ärger mit Ostiglio Ronzi zu bekommen. Rosina hörte, wie sie lachten und sangen, wie sie sich in die Arbeit stürzten. In diesem Jahre mit einem ungewohnten Schwung, als befänden sie sich in einem Taumel von Gläsern und Flaschen, von Tonbehältern, Schöpflöffeln und Trichtern. Rosina ahnte den Duft der feurigen Früchte, wenn sie im heißen Wasser aufplatzten, wenn die Luft von saftig roter Verführung erfüllt war, vom Aroma des Basilikums und des verbrannten Holzes. Als wären sie von einer glückseligen Trunkenheit, gefangen in einem sprudelnd lebendigen Tanz, der sie von schlimmen Gedanken abbringen sollte. Gedanken, in denen die Angst vor der bevorstehenden Invasion und die schwindende Hoffnung auf Frieden alle Kräfte zu lähmen drohten. Sogar die Lieder, die die Frauen dazu sangen, waren saftig. Saftige rote Lieder. Feuriges Lachen schallte über die Straße, tönte zu Rosina herüber. Machten sie einsamer als je zuvor.

Allein bereitete sie das zu, was ihr Gemüsegarten noch hergab. Aber beklemmender als die Aussicht auf ungefüllte Vorratsregale war die Isolation.

»Elisabetta, steh auf! Du musst mir helfen«, murmelte sie von Zeit zu Zeit vor sich hin. Wusste, Elisabetta nahm sie nicht wahr, hörte nicht das Lachen und Singen der Frauen, das die Sommerluft ihnen zutrug, nicht das übertriebene Jauchzen, wenn ein Mann sich in der Nähe befand. »Was die da wieder treiben, Elisabetta!«, sagte Rosina mit aufgesetzter Empörung. Elisabetta gab ein Geräusch von sich, das so klang, als würde sie sich darüber amüsieren. Rosina wurde wütend. Mit der erhobenen Schöpfkelle in der Hand ging sie auf das Bett zu. Stand drohend vor der jungen Frau – sah dann deren leere Augen, die mühsam an der Decke Rat zu suchen schienen, den Mund offen, die Arme über der Decke gefaltet, dort, wo sich die Brust hob und senkte. Der Herzschlag, der Licios Kind speiste.

Wenn sich der Frieden der Nacht über den Ort senkte, half sie Elisabetta auf und zwang sie vor die Tür.

»Du brauchst Bewegung.«

In kleinen Kreisen gingen sie langsam vor dem Haus herum, dort, wo sie jeden Stein kannten, wo sie sich im Dunkeln sicher bewegen konnten. Liefen im Kreis, damit Licios Kind frische Luft schöpfen konnte. Saßen, wenn Elisabetta es zuließ, noch ein wenig vor dem Haus, Elisabetta den Kopf an Rosinas Schulter gelehnt.

»Guck mal, die Sterne, mein Kind! Sieh dir bloß an, wie die heute glitzern!«

Elisabetta schaute nach oben. Was sie dabei dachte, blieb Rosina verborgen. Ein sanfter Sommerwind liebte ihr Gesicht, das salzig von Tränen war. In den Blättern des Maulbeerbaumes begann es zu wispeln und zu flüstern, als verleihe die Nacht ihnen Stimmen.

Es half ihr nichts, Rosina musste betteln, um Arbeit, für ein paar Lire. Allen Stolz beiseite lassend, klingelte sie an Carlottas Haustür. Ihr Mann besaß eine Bäckerei und ein reifes Maisfeld, doch er war eingezogen und Carlotta hatte Mühe, mit ihren drei kleinen Kindern den Alltag zu bewältigen.

Carlotta öffnete. Sah über Rosina hinweg, als beobachtete sie auf der Straße hinter ihr etwas Wichtiges.

»Wir brauchen dich nicht, Rosina. Ich habe britische Gefangene als Helfer zugeteilt bekommen.« Sie sprach mit monotoner Stimme, hielt dabei die Tür fest, als würde sie ihr sonst davonfliegen. Hinter der Tür waren Geräusche zu hören, gleich darauf kam Carlottas Jüngster angekrabbelt. Carlotta ließ die Tür los und nahm den Jungen hoch.

»Ich könnte auf die Kinder aufpassen«, sagte Rosina. Grässlich, dieses Betteln, aber ihr

Petroleum ging auch zur Neige.

»Ich habe zu tun.« Carlotta schaute sie nicht einmal an.

Rosina konnte sich nicht mehr beherrschen. »An deiner Stelle würde ich mich endlich mal um die toten Fliegen in deiner Auslage kümmern!«, schimpfte sie los.

Unbeeindruckt schloss Carlotta die Tür.

Verdammt! Ausgerechnet Carlotta! Aber wer wusste schon, wessen Ohren sich hinter ihrer Tür verborgen gehalten hatten.

Anfang September lag etwas in der Luft. Rosina saß in den Schwarzbeeren und nahm eine neue Stimmung unter den Frauen wahr, die dort ebenfalls mit ihren Eimern hockten. Aufgeregter als sonst redeten sie durcheinander. In den folgenden Tagen versammelten sie sich immer wieder in der Bar, lauschten dem Radio und andauernd klingelte das Telefon. Rosina beobachtete alles nur mit halber Kraft, eine Sommergrippe hatte sie geschwächt.

Elisabetta war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Blickte nur manchmal mit schmalen Augen um sich, als versuchte sie, ihre Umwelt zu ergründen. Zog dabei die Brauen zusammen, als schaute sie in Abgründe, als wollte sie einem Rätsel auf die Spur kommen, das ihr dunkel vertraut war, sich ihr aber schnell wieder entzog. Manchmal lächelte sie unvermutet. Ein zunehmend dümmliches Lächeln, fand Rosina. Nun gut, bald würde alles zu Ende gehen.

Es ging nichts zu Ende. Elisabettas Kind wuchs, ihr Leib glich immer mehr einem Ballon, den eine unbekannte Macht langsam, aber mit erschreckender Beständigkeit aufblies.

Ein tumultartiges Gejohle erfüllte die Straßen. *Pace!* Frieden. Den ganzen Tag lang schrien und tanzten die Dorfbewohner herum, läuteten die Glocken, brannten Freudenfeuer im Tal.

Doch Rosina sah nur von Zeit zu Zeit aus dem Fenster. Sie hatte von den Beeren Bauchschmerzen und Elisabetta Durchfall, eine unangenehme Erschwernis der täglichen Arbeit, weshalb sie das große Ereignis, das vor dem Haus bejubelt wurde, nur am Rande interessierte.

Am Abend saßen die Ortsbewohner zusammen auf der Piazza vor der Bar und sangen. Hinter ihrem Fenster hörte Rosina mit geschlossenen Augen zu. *Vola, vola, vola.* Rosina kannte das Lied. *Vola, vola, vola!* Flieg, flieg, flieg! Silvios Liebeslied für Rosina. Pflaumenblau senkte sich der Himmel über das Tal, senkte sich erschöpft vom Spektakel des Tages über das Dorf, über die Piazza. Wo sie nicht aufhören wollten zu singen.

Rosina saß auf ihrem Schemel und weinte. Putzte sich die Nase. Gut, dass sie sich in diesem Zustand nicht unter ihnen aufhalten musste. Die Melodie trug ihre Gedanken zum Nachthimmel, hob sie über Simones Betonmischmaschine und weit über den von den Alliiertenbomben angefressenen Dachstock von Beas Haus. Schade, dass Licio sich nicht um Michael und seinen Drachen hatte kümmern wollen. Aber jetzt war es ohnehin vorbei mit den beiden da drüben.

Sie wandte den Kopf zur Piazza, der Gesang schwoll an, zweistimmig.

Unerträglich schön.

Schönheit ertrug sie nicht. Schon lange nicht mehr.

Ein dringendes Bedürfnis befreite sie von ihren trüben Gedanken. Sie hatte wirklich zu viel von den Beeren gegessen. Ob es sie nun auch erwischte? Der Weg zum Waschhaus, wo sich die öffentlichen Toiletten befanden, führte an der Bar vorbei. Unmöglich! Rosina stand auf, machte ein paar Schritte zum Rosmarinbusch, wo für diese Fälle schon seit einiger Zeit ihre Schaufel verborgen war. Grub ein Loch und hockte sich darüber.

Lauschte zur Piazza. Dort war immer noch keine Ruhe.

Va bene. Frieden.

Und nun?

Es dauerte ein paar Tage, bis sich herumsprach, dass es sich nur um einen Waffenstillstand handelte. Es herrschte alles andere als Frieden, die Italiener hatten zwar die Waffen gestreckt, aber in der Ferne gingen die Bombardements der Alliierten weiter. Die Deutschen dachten nicht daran, sich zurückzuziehen. Aus den Verbündeten wurden nun Feinde!

Was für ein Durcheinander!

»Hör mal, Elisabetta. Sag was! So geht das doch nicht weiter!«

Elisabetta hörte nichts. Interessierte sich nicht für den zunehmenden Beschuss durch die deutsche Artillerie. Nicht für die Liberators, deren Dröhnen immer häufiger das Tal erfüllte.

Eines Abends beobachtete Rosina ein heimliches Treiben an Beas Mauer. Sie stellten Leitern daran, hoben Kisten, Kanister und andere Lasten darüber, schleppten und schafften unermüdlich und verschwanden auf der anderen Seite.

Am nächsten Morgen sah ihr die abgefressene Fassade des Palazzos gelassen entgegen. War über Nacht verantwortlich gemacht worden für Benzin, Autoreifen und die in Beas Garten vergrabenen Silberlöffel.

Auch in Simones Vorgarten hatte sich über Nacht etwas getan. Ein Muli stand dort, mit einem Strick an der Kurbel der Betonmischmaschine festgebunden. Mit gesenktem Kopf schien es? geduldig auf etwas zu warten. Es sei ein Mitbringsel von Simone, hörte Rosina. Simone sei heimgekommen. Weggerannt von der Truppe. Soldaten wie auch Offiziere hatten sich die Uniformen vom Leib gerissen und waren geflohen.

»Stell dir vor, Elisabetta, Simone ist zurück. Aber er bleibt erst einmal in den Wäldern, er muss sich verstecken.« Hartnäckig beobachtete Rosina nachts Simones Vorplatz. Außer dem Muli und der Betonmischmaschine sah sie nur Simones Frau, die manchmal hinausschlich, ein Bündel unter dem Arm. Ohne einen Laut verschwand sie im Dunkel. Kurz bevor der Morgen graute, tauchte sie dann wieder auf. »Er ist zurück, Elisabetta. Ich bin ganz sicher.« Während sie dies aussprach, glaubte sie, in Elisabettas Miene ein Flackern zu entdecken, ein hauchfeines Reagieren. »Nein, nein«, sagte sie heftig, um ja keine falsche Hoffnung in Elisabetta zu wecken. »Simone. Ich rede von Simone Belucchi.«

Elisabetta nahm keinen Anteil. Behielt die tiefe Abwesenheit bei, der sie ihr ganzes Wesen überlassen hatte. Sah nicht zum Himmel hinauf, einem Herbsthimmel von bleiernem Grau, der Regen ankündigte. Blickte auch nicht auf, als Rosina das Kreuzifix von der Wand herunterriss, es über dem Knie zerbrach und die zersplitterten Teile zu den Möbelresten neben dem Kamin warf.

4. Oktober 1943

Elisabettas Kind kam lebend auf die Welt. Rosina bettete den Säugling, ein Mädchen, in eine geschnitzte Brauttruhe. Zog ihren Schemel an das Bett, ließ sich darauf nieder und versenkte sich mit verschränkten Armen in Elisabettas Erschöpfungsschlaf. Elisabetta, die so weit fort von ihr war. Lippen von grauem, staubigem Rosa. Ein eingefallenes Gesicht, aus dem die Jochbögen hervorstachen. Ausgestreckt lag sie da und schlief, nachdem sie Licios Kind zur Welt gebracht hatte.

Das Kind, das wieder fortgehen musste. Weil es keine Hoffnung mehr für sie gab, weder für Rosina noch für Elisabetta. Schon gar nicht für den Säugling.

Denn der Fluch der Frauen hing über ihnen. Verflucht waren sie wegen etwas, für das

Rosina nicht verantwortlich war und was sie auch nicht hätte verhindern können. Es war nicht ihre Schuld, dass sich junge Männer des Ortes für Licios Ideen begeistert und seiner Partisanengruppe angeschlossen hatten. Darunter der Sohn von Ostilio Ronzi!

Und was konnte Rosina dafür, dass die Jungen nach Licios Exekutierung nicht heimkamen, wie Ostiglio und die anderen Väter es erwartet hatten? Sie hielten sich weiterhin in den Bergen versteckt. Unglücklicherweise brach dort die Spanische Grippe aus, an der einige starben. Natürlich war Licio, der Verführer, der Bandit, schuld daran. Ihm verdankten die Jungen ihren frühen Tod! Und dafür machten die Eltern Rosina verantwortlich.

Nach der Beerdigung der Jungen näherten sich deren Mütter wie in einer feierlichen Prozession Rosinas Haus. Jede von ihnen hielt etwas in den Armen. Wie auf ein Zeichen hoben sie es in die Höhe: Kleidungsstücke ihrer toten Söhne. Verschmutzt von Schweiß und Blut. Vor Rosinas Haustür breiteten sie sie aus. Formten damit das Zeichen des Teufels. Rosina stand hinter dem Fensterladen und sah durch die von Licios Mördern zerstörten Lamellen alles mit an. Mit stockendem Atem. Das Zeichen des Teufels, geformt aus stinkenden Lappen. Der Fluch gegen Rosina. Der ganze Ort hatte sie verflucht.

Zunehmend machte sich in ihrer Seele eine trostlose Unordnung breit – sie konnte sich nicht mehr in den Regelmäßigkeiten des Alltags zurechtfinden. Müdigkeit ergriff ihren Körper, befahl ihre Sinne, als läge sie in einem bösen Traum, in dem Dämonen nach ihr griffen.

Deshalb musste das Kind, von dem Rosina ohnehin nicht geglaubt hatte, dass es lebend auf die Welt kommen würde, wieder gehen.

Schwerfällig richtete sie sich auf, schlich zum Fensterladen. Spähte durch die Öffnung. Machte auf der gegenüberliegenden Straßenseite Giovanna Besini aus. Giovanna hielt sich mit beiden Händen das Schultertuch über der Brust zusammen, als würde es ohne diese Hilfe herunterfallen, und hatte den Kopf angespannt eingezogen, den Blick starr nach vorn gerichtet. Ja nicht nach links schauen, hinüber zu Rosinas Fenster! Giovanna würde keine Päckchen mehr unter den Rosmarinbusch legen.

Rosina wandte sich zur Truhe. »Siehst du, mein Kind, es gibt keine Hoffnung mehr. Weder für dich noch für uns.«

Die Oktobersonne brach durch die Wolken und schickte ein paar Strahlen durch die Öffnung im Fensterladen. Unversehens stand eine schmale Lichtsäule schräg im Raum. Sie beleuchtete die Staubkörnchen, die sie nun unaufgefordert bevölkerten. Wie Mücken, wenn sie das Abendlicht betanzten.

Aber es war früher Morgen. Rosina betrachtete den Säugling. Ein Köpfchen wie aus Glas. Ein dicker, unförmiger Pfropfen, als hätte ihn ein unachtsamer Glasbläser hergestellt, dessen Stab das Material unkontrolliert ausgespuckt hatte. Ein Kopf wie ein Glaskloß mit tiefen Falten. Augen und Nase waren kaum darin auszumachen. Ein Loch dort, wo man den Mund des Kindes vermutete, rund und beweglich. Immerfort sagte es: »Ooooh – ooooh.« Aber man hörte nichts. Ein Loch, das schweigend »ooooh« sagte.

Wen betraf das tonlose Ooooh?

Die Staubkörner, die sich in der schmalen Lichtsäule amüsierten?

Die beschädigten Lamellen im Fensterladen, durch die Mussolinis Schwarzhemden geschossen hatten und die seitdem nicht repariert worden waren?

Die Strahlensäule hob das Bett, den Stuhl, die Großmutter und die Brauttruhe aus dem Halbdunkel. Elisabettas Körper zeichnete sich kaum unter der Decke ab, ihr wächsernes Gesicht lag tief eingesunken in dem mächtigen Kissen. Rosina strich ihr fahrig die verschwitzten Strähnen aus der Stirn. Schaute zum Fenster. Auf das gesplitterte Holz des Ladens. Wie ein Schrei. Mit zerschlagenen Zähnen zu einem Spalt geöffnet.

Die Bilder. Da waren sie wieder! Abwehrend hob sie die Hand.

Elisabetta stöhnte im Schlaf. Das Kind neben ihr in der Truhe stieß mit jedem hauchfeinen

Schlag seines Herzens einen Tropfen seines gerade begonnenen Lebens hinaus.

Sie sah nicht nach, sie wusste, es war so. Das Kind, kaum ans Licht gebracht, würde wieder fortgehen müssen, fort in das ferne, violette Reich. Rosina hatte ihm den Nabel nicht verschlossen.

Sie hatte keine Wahl. Ihr Gemüsegarten würde bald dem Winter entgegenrotten. Darauf, dass die paar Freunde Licios, die übrig geblieben waren, ihr heimlich Brennholz und ein paar Kastanien vor die Tür legten, mochte sie nicht hoffen.

Rosinas magerer Körper bebte, während sie dem Kind ein erstes und letztes Wiegenlied sang.

*Ninna nanna, sette e venti
il bambino mette i denti
e ne mette una dozzina
fra stasera e domattina.
Ninna nanna sette e venti
il bambino s'addormenti.*

Sie sang mit tonloser, brüchiger Stimme. Das *Ninna Nanna* für Licios Tochter. *Ich werde dir, dachte sie, wenn alles vorüber ist, ein Abschiedsgeschenk geben. Ich werde dir eine Münze in dein Händchen legen.* Und Rosina sang dem Kindchen von dem stummen, violetten Männchen. *Es wird dich in Empfang nehmen. Es wird dich mit seinem Boot an das andere Ufer bringen – in das ferne, schattige Reich. Dafür wirst du ihm die Münze geben. Aber vorher werde ich deine Truhe fest verschließen. Ich werde sie mit dir unter die Erde schaffen. Das wird der Anfang deiner Reise sein.*

Der Lichtstrahl, in dem immer noch Staub tanzte, richtete sich eindringlich auf das Totenbettchen, stieg weiter bis zu dem Bild über der Truhe, dem Bild des Heiligen Francesco. Eine schüchterne Miene mit einer lächerlich runden Nase im schmalen Gesicht. Im Hintergrund das Haupt einer Frau, schemenhaft wie ein Trugbild. Eine Zeichnung von Licio. Während des Überfalls der Soldaten hatte sie zusammengerollt in einem verborgenen Winkel gelegen.

Licio. Musste er sich bei den Partisanen auch noch als ihr Führer aufspielen! Das hatten sie nun davon! Verdammte Höllenscheiße! Heftig rieb sich Rosina mit ihren abgearbeiteten Händen das Gesicht, bis die Haut schmerzte. Zuckte unvermittelt zusammen. Der Sonnenstrahl wies auf den Heiligen über der Truhe, hell leuchtete Francescos Antlitz auf. Ein Lichtstrahl wie eine Mahnung. Rosina biss sich auf die Lippen. Wieder fuhren ihre rauen Finger über ihr Gesicht. Dann eilte sie zur Truhe, zog hastig die Decke zurück und verrichtete im letzten Augenblick das Nötige zur Rettung des Säuglings.

Sie ließ sich auf einen Stuhl sinken und starrte lange Zeit ins Leere, bis sie unter dem Leinentuch in der Truhe ein kaum merkbares Zappeln wahrnahm. Es bewegte etwas in Rosinas Herzen. Forschend, als würde sie alles zum ersten Mal betrachten, untersuchte sie das Zimmer. Entdeckte die Reste ihres Holzregals neben dem Kamin. Behutsam kramte sie darin herum, suchte die zersplitterten Teile des Kruzifix' heraus, wickelte sie in ein Tuch und verstaute das Bündel sorgfältig, bevor sie sich anschickte, ein Feuer zu machen. Für Waschwasser und für eine Bohnensuppe.

Als sie sich in den Garten begab, um nach Karotten zu suchen, roch sie den Regen. Eine erwartungsvolle Stille erwartete sie, unterbrochen von dem Geschrei, das Simones Muli ausstieß, von dem Scharren der Stühle auf der Piazza vor der Bar und den hastigen Schritten der Männer, die mit ihrem Morgenkaffee ins Haus flüchteten.

Reglos stand Rosina da und horchte auf das Lachen, das durch die geöffnete Bartür zu ihr drang. Ein dröhnendes, übertriebenes Lachen. Sie griff sich an die Brust, die von einem

aufkommenden Herzrasen eng wurde. Wie »Licio!« hallte ihr plötzlich das Lachen in den Ohren. Wie Salven, wie Gewehrschüsse. Als wollten sie Licio wieder und wieder töten.

Licio, der in die Berge gegangen war, um für die Freiheit seines Landes zu kämpfen, eines dem Verrat, dem Verbrechen und der Erniedrigung anheimgegebenen Landes. So hatte Silvio es schon geschildert.

Wenn sie, Rosina, es nur verstünde.

Sie wendete sich wieder dem Tal zu. Der lauter werdende Klang der Tropfen. Sie benetzten die Erde mit Feuchtigkeit, tränkten die gelben Blätter, das verbrannte Gras. Rosina fuhr sich mit der Zunge seitlich über die Wange, dann mit der Hand über das ganze Gesicht. Überflog mit den Augen den Garten, nahm sich die Zutaten für die Suppe und kehrte damit ohne Eile ins Haus zurück. Verweilte einen Augenblick lang unter dem Bild des Heiligen. Er nickte ihr zu.

Währenddessen prallte der Regen mit Wucht auf die abweisenden Böden, die aufstöhnten unter den blubbernden und glucksenden Rinnsalen, die sich durch die Erdfurchen fraßen und die Wundrisse des letzten Jahres verbreiterten. Würmer, Insekten und Kleingetier stoben an die Luft, bäumten sich unter der herunterprasselnden Wasserflut auf, wurden mit den Sturzbächen, die an den Erosionsnarben entlangflossen, hinweggespült. Hüpfen über die steinharten Erdbrocken, stürzten an den Hängen hinab in gelbe, tiefe Abgründe.

Als Rosina zum Brunnen ging, empfing sie klare Luft. Wie neugeschaffen rekelte sich die Natur, die Erde nahm ein glänzend sattes Braun an. Noch lag Nebel im Tal. Wie aus einem Wellenmeer stiegen die Hügellinien daraus empor.

Rosinas Nasenflügel bebten, während sie das Bukett des Herbstes wahrnahm. Aus dem getränkten Leib der Erde strömte ein Aroma wie von bitteren Mandeln, das aufgeweichte Gras gierte das Nass auf, verbreitete seinen erregenden Duft. Pflanzen und Tiere explodierten unter dem Drang nach Feuchtigkeit. Wasserläufer tänzelten über Pfützen, Schlangen krochen aus ihren Schutzhöhlen, bewegten sich suchend durch den Schlamm, rieben sich an den glänzenden Steinen.

Rosina wusch das Kind in der Wärme des Feuers und dem anschwellenden Wohlgeruch der Suppe.

Es war klar, dass sie es Francesca nannte.

...